

Peter Handkes Medienkritik in Sachen Jugoslawienkrieg wird von manchen verständnisvoll verteidigt. Sie ist aber eigentlich gar keine, weil der Dichterstürm das journalistische Metier als mindere, mit gedanklichen und sprachlichen Fertigkeiten arbeitende Erkenntnisform grundsätzlich verachtet. Im Gegensatz zur Dichtung mit ihren Visionen, Elevationen und Exaltationen kann dieses «nur» mit profanen Informationen, soliden Recherchen, anschaulichen Schilderungen, klugen Kommentaren und gepflegter Sprache aufwarten.

Was Handke nicht davon abhält, sich auch selber in Niederungen zu begeben. Wenn er die über das Kriegsgeschehen in Bosnien schreibenden Journalisten pauschalisierend mit Attributen wie «Giftschlamm-schmeisser, Aussagensammler, Humanitätshyänen, Kriegsgebrüll, Zuschlag-Wörter, Bilder-Pornografie, Fletsch-Gebiss, Schlagstockmeinung, Elends-Touristen, Übelwoller, Wasserleichen-schichten» verbindet, dann ist das nicht nur die sprachliche Bankrotterklärung eines Dichters, der sich einst als «Feind des Meinens» bezeichnet hat, sondern auch eine Kriegserklärung gegen jeden Journalismus, der sich der Sache der Aufklärung verschrieben hat.

Wessen Berichte aus «Jugoslawien» unter «Beschreibungsimpotenz» leiden, bleibt eine offene Frage. Nichts klar Greifbares und deutlich Spürbares geht aus Handkes Reiseaufzeichnungen aus Serbien und Bosnien hervor, statt eines befreiten Blicks und einer klaren Sprache herrscht gedanklich und stilistisch Murks – besonders auch da, wo es um die Lobpreisung eines serbischen Andersseins geht. Das Leiden der bosnischen Opfer, die Erfahrungen und Erzählungen von Verwundeten und Vertriebenen, Übriggebliebenen und Überlebenden interessieren ihn kaum. Gerne schaut er weg, und noch lieber verhöhnt er sie.

Abwehr und Misstrauen

Alles in Handkes Jugoslawien-Prosa atmet Abwehr und Misstrauen – denn der Feind lauert überall. Viele Fragen wirft der Dichter auf, doch sie sind rhetorisch, und im Grunde spricht da jemand, einzig der einen eigenen Wahrheit verpflichtet, bloss mit sich selbst. Eine mitfühlende, ja mitreisende objektivierende Reportage wäre möglich gewesen, aber eine solche hat es nie werden dürfen. Als jemand Handke 1996 bei einer Lesung in Wien auf den eklatanten Mangel an Empathie aufmerksam machte, bekam er zur Antwort: «Gehen Sie nach Hause mit Ihrer Betroffenheit, stecken Sie sich die in den Arsch!»

Zum «Hassleitartikler» wird Handke selber, wenn er sich aus der Bahn des Erzählens tragen lässt und sich zum furiosen Grosskritiker der «europäischen Kriegspresse» aufschwingt. Er will kein journalistischer «Fernfuchter» sein, der Partei ist und die Dinge entwirklicht, dafür aber ist vor Ort ein blinder Seher, der planvoll die Wahrnehmung eines Leids verweigert, das nach Aufmerksamkeit und Analyse schreit.

Natürlich sind Medien nie unfehlbar und gibt es unter ihnen schwarze Schafe, doch dass es sich um ein sich – nur schon aus Konkurrenzgründen – selbst korrigierendes System handelt, will Handke in keiner Weise gelten lassen. Vielmehr erscheinen sie ihm als Handlanger der Macht, sprich des US-Imperialismus. «Die Welt, die sogenannte Welt, weiss alles über Jugoslawien, Serbien. Die Welt, die sogenannte Welt, weiss alles über Slobodan Milošević. Die sogenannte Welt ist nicht die Welt. Ich weiss, dass ich nicht weiss. Ich weiss die Wahrheit nicht. Aber ich schaue. Ich höre. Ich fühle. Ich erinnere mich. Ich frage. Deswegen bin ich heute anwesend [...]», sagte Handke in seiner Grabrede auf den serbischen Autokraten, dessen «Begräbnis [für ihn] auch das Begräbnis Jugoslawiens» markiert.

Welcher Journalist aber hätte in der Analyse der Person Milošević je einen solchen Anspruch erhoben? Unter dem Mantel des deklarierten Nichtwissens scheint hier ein Besserwissen auf, das noch einen verurteilten Kriegsverbrecher zur Lichtgestalt verklärt.

«Wahnsinn» mit Methode

Dass Peter Handke sich einfach nur verrannt hat, wie oft zu seiner Apologie angeführt wird, kann man schwerlich gelten lassen. Wenn seine Parteinahme für die grossserbische Sache nicht «Wahnsinn» ist, so hat sie doch privatmythologische, wenn nicht ideologische reaktionäre «Methode».

Es wäre für Handke ein Leichtes gewesen, sich fundiert ins Bild zu setzen, freilich wusste er nach dem Verlust des utopischen Slowenien ja schon, was er finden wollte, als er sich nach Serbien aufmachte. Nur indem er apodiktisch alle rationalen Einwände an seiner intuitiv gefühlten Wahrheit abprallen lässt, kann er sich in der Folge zum Weltgewissen, zum einzigen Wissenden unter lauter Bornierten aufspielen.

Gerne gesteht man einem jeden Schriftsteller eine legitime eigene, im besten Fall universellere Sicht auf die Wirklichkeit zu – wenn es aber um die Darstellung eines Kriegsgeschehens geht, dessen Umstände von Hunderten Juristen, Forensikern, Historikern und vor allem Zeugen beglaubigt wur-

den, sollte man sich auch dann an die Fakten halten, wenn man erklärermassen ein Bewohner des Elfenbeinturms ist.

Wo sich Handke als Deuter der jugoslawischen Sezessionskriege weitgehend diskreditiert hat, stellt sich die Frage, inwiefern seine Literatur tangiert ist. Lässt sich nach wie vor eine scharfe Trennung zwischen Ästhetik und Politik ziehen, wie die Schwedische Akademie postuliert? Oder ergibt sich die furiose Parteilichkeit gar aus der sanft poetischen Weltsicht?

Handke scheint keinen Wert auf Differenzierung zu legen, wenn er zur Debatte über den Nobelpreis in einem «Zeit»-Interview sagt: «Kein Wort von

dem, was ich über Jugoslawien geschrieben habe, ist denunzierbar, kein einziges. Das ist Literatur.»

Seine serbischen Exaltationen einfach zum unantastbaren Kunstwerk zu erklären, erscheint zunächst nur als eine weitere Provokation. Es ist aber insofern schlüssig und konsequent, als Handkes «Jugoslawien» kein reales Land, sondern eine sentimentale poetische Utopie ist, eine vormoderne Sehnsuchtsheimat und als solche das Gegenbild zum spiessigen, materialistischen und nazistischen Kärnten der Nachkriegszeit, wo er aufwuchs.

Solch Projektionen und Identitätskrücken vom edlen und wilden Balkan wären einigermassen harmlos, wenn sie im Raum der Phantasie verblie-

ben. Doch mit dem Ausbruch des Jugoslawienkrieges beginnt Handke sie leider immer mehr mit der Wirklichkeit zu verwechseln. Wo die Eigentlichkeit ruft, werden ihm erst Jugoslawien und dann Serbien zum Objekt einer obskuren poetischen Begierde, von der er sich bis heute nicht hat befreien können.

Literatur, wie sie Handke als Ideal vorschwebt, wäre zwingend ein offenes System. Die Kunst der «wahren Empfindung» darf nichts und niemanden ausschliessen – gerade weil sie sich sprach- und erkenntnisstheoretisch weigert, sich dem Begrifflichen zu unterwerfen. Als «Arbeit des Öffnens und Vertiefens und Berührens» hat Handke sein in die Dinge sich versenkendes Schreiben bezeichnet, dennoch strotzen seine Jugoslawien-Berichte nur so vor Einseitigkeit.

Ganz abgesehen davon, dass Augenzeugenschaft kein taugliches Mittel darstellt, um die Komplexität eines Kriegsgeschehens zu fassen, kommt ihre Beugung durch Voreingenommenheit einem Verrat an der eigenen heiligen poetischen Sache gleich. Sich auf die Seite der Schwachen zu stellen, machte noch stets das Pathos von literarischen Wahrheitssuchern aller Zeiten und Kulturen aus, die, mit umfassender Einfühlungsgabe und universalem Gerechtigkeits-sinn gesegnet, Nah- und Fernwelten durchstreifen.

Aus persönlicher wie ideologischer Verblendung verkehrt sich bei Handke die Gnade interesselosen Wohlgefallens in eine hohe Schule des Wegsehens. Nun soll das unscheinbare, doch bedeutungsvolle Detail (wie die serbischen «andersgelben Nudelnester» eines sind) den Leser auf die schiefe Bahn des Ressentiments locken.

Man hätte in Bosnien nicht weit suchen müssen, um auf allen Seiten unermessliches Leid zu entdecken. «Das serbische Volk» aber als alleiniges Opfer darzustellen, stellt die Verhältnisse mutwillig und zynisch auf den Kopf. Mitleid als Widerwille, andere leiden zu sehen, kann nur Wahrheit beanspruchen, wenn es unteilbar ist.

Dass Handke für «Jugoslawien» seine Poetik instrumentalisiert, ist das eine, das andere, dass er sich hinter dem Unfehlbarkeitsanspruch seines subjektiven Blicks verschanzte. Dies folgt der Logik, dass sich der Dichter um objektive Tatbestände nicht kümmern müsse. Ahnungen und Epiphanien scheinen sein Privileg, gerade weil sie nicht jedem zuteilwerden.

Entsprechend sinnlos ist es dann auch, über ihre Wahrheit zu debattieren, was Handke deutlich zu verstehen gibt. So durchzieht seine Serbien-Schriften denn auch ein unerhörter Hochmut, ein Stolz und ein Trotz, auf manipulativen Halbwahrheiten auch dann zu beharren, wenn sie als solche erkennbar sind. Es gibt darin trotz den Kaskaden von hybriden Fragen keine Bereitschaft zum Perspektivenwechsel, kein Wenn und Aber oder Vielleicht, auch nachträglich nicht. Kein Wunder, ging darüber immer wieder die Empörung hoch – und tut sie dies heute mehr denn je, da der Hang zur Geschichtsklitterung nun durch den Literaturnobelpreis gedeelt wird.

Stets das letzte Wort

Weil man sein Geschichtsbild angesichts der geballten Macht der Fakten leicht in die Nähe eines Wahngelbildes rücken konnte, sah und sieht sich Handke immer wieder gezwungen, Dinge explizit «klarzustellen». Gerne wird ihm dafür immer wieder Platz eingeräumt, was kein Zufall ist: Auch wenn er die westlichen Medien habituell beschimpft, dämonisiert und herabgewürdigt hat, hat er sich von auserwählten Blättern immer wieder gern hofieren lassen.

Was stets auch hiess, dass er den ihm standesgemässen Anspruch erhoben hat, in Sachen Jugoslawien das letzte Wort zu behalten. Irgendwann war Handke von den Einwänden so genervt, dass er «voller Wut auf die serbischen Verbrecher, Kommandanten, Planer» in einem kleinen, nur schwer aufzufindenden Text aus dem Jahr 2006 statuierte: «Es handelt sich bei Srebrenica um das schlimmste Verbrechen gegen die Menschlichkeit», das in Europa nach dem Krieg begangen wurde.»

Alles klar? Kann es sein, dass mit diesem Satz, auf dessen moralische Entschiedenheit die Schwedische Akademie sich für die Zuerkennung des Nobelpreises offenbar mit abstützt, die Stunde der Vergebung geschlagen hat? Abgesehen davon, dass es sich um eine Verharmlosung handelt und Uno-Gerichte den Massenmord von Srebrenica als «Genozid» klassifiziert haben, sollte man eines nicht übersehen – die Anführungszeichen, mit denen Handke sich innerlich von dem distanziert, was er nach aussen hin konzidiert.

Meine Sprache ist das nicht, ich selber würde das nie so sagen, soll das wohl heissen. Als er jüngst noch einmal dieses Zitat ins Feld führte, um sich zu entlasten, liess Handke die Anführungszeichen weg. Ein Zufall? Man mag es nicht glauben. Der Dichter hört nicht auf zu tricksen – und hierin liegt das ganze Problem seiner verlorenen Unschuld.

Beim abgedruckten Text handelt es sich um den Schlussteil eines umfangreichen Beitrags, der breit und detailliert auf Hintergrund, Stossrichtung und Methode des umstrittenen «Jugoslawien»-Engagements von Peter Handke eingeht. Er findet sich in «Meinung» auf NZZ Online.